

Der Schmetterling,

belletristisches Beiblatt zum „Spiegel.“

Les mystères de Paris.

Ein Paar Handschuhe.

... Von Grausen erfüllt durch einen Akt unmenschlicher Verirrung der Leidenschaft, der vor meinen Augen verhandelt worden, verließ ich den Assisenhof, und kehrte in meine Wohnung zurück. Mich zu zerstreuen, rekapitulirte ich die übrigen Vorgänge des Tages, und fand mich bald im Geiste wieder vor der kleinen Ladenthür in dem Cul de sac, an der ich am Morgen jenen schmucken Husarenoffizier erblickt hatte, welcher in diesem Marchande Modeladen täglich Handschuhe kaufte und während des Kaufes der bildschönen Modehändlerin Artigkeiten sehr verführlicher Natur zu sagen schien, wenigstens wurde sie immer blutroth. Ich stellte vergleichende Betrachtungen über das soziale Verhältniß der deutschen und französischen Frauen des Mittelstandes an. Wie glücklich, sagte ich mir, sind meine Landsmänninnen; ihr Beruf liegt abgeschlossen im Familienkreise, im Hause ist ihr Regiment, ihre höchste Pflicht als Gattin ist die Erhaltung des durch den Mann erworbenen Eigenthums, die sorgsame Pflege seines Körpers, die Erhebung seines Geistes; als Mutter die Erziehung der Kinder, die Bildung ihres Herzens und Verstandes; ihre einzige Sorge, mit Liebe zu umfassen, was Liebe ihr geschenkt und anvertraut; ihr höchster Stolz der zufriedene Blick des Gatten, das süße Lächeln ihrer Kinder. — Wahrlich! nur der Wahnsinn kann unter solchen Verhältnissen im Gehirn eines deutschen Weibes den Samen der Emanzipation austreuen, der in dem Boden deutschen Sozialismus nie zur beglückenden Frucht erwachsen wird. Welcher Emanzipation bedarf die deutsche Frau? Emanzipirt sie nicht der Altar? Tritt sie nicht mit dem Priestersegen aus dem beschränkten Kreise jungfräulicher Abhängigkeit in die Selbstständigkeit des Mannes, dessen schönere Hälfte sie geworden? Wahr ist's, sie hat keine andere äußere Ehre, als die der Gatte ihr verleiht; aber der gesammte Besitz des Seinen, wird der Ihre, wie die Ehre des deutschen Weibes ganz und ungetheilt die Seine wird, und er sie eifersüchtig bewahrt vor jedem leisen Hauch, der sie verlegen könnte, wie seine selbsteigene, ja eifersüchtiger, strenger, rächender. Ihr Mann ist ihre Welt; und weiß sie sich diese zu erhalten, so ge-

hören ihr alle Schätze derselben, deren jener theilhaft wird. —

Wie klüglich steht ihr das bereits emanzipirte französische Weib gegenüber? —

Es wird um seine Kindheit bestohlen, denn wahre Kindheit existirt nur in der Liebe, und lernen Kinder wahre Liebe wo anders kennen, als am Mutterbusen? — Das emanzipirte Weiberherz aber, in dem die Männerleidenschaften thronen, reißt es von der Brust und schleudert es an die irgend einer Amme auf einem Dorfe, wo es, fern von mütterlicher Sorgfalt, glücklich ist, wenn bezahltes Pflichtgefühl ihm dieselbe Pflege angedeihen läßt, die der Eigennuz auf den weiteren Hausstand, die Kuchen, die Kälber und die Ferkel verwendet; wenn es nicht verwahrlost, verkümmert, vertauscht oder gestohlen wird. Männliche Geschäfte und die Vergnügungen beider Geschlechter lassen sie das, bei Lebzeiten der Eltern schon verwaiste Geschöpf wochen-, mondenlang oft mit keinem Auge sehen, und so erstirbt allmählig im Mutterherzen der Trieb der Liebe, der in diesem Kinderherzen noch nie zum Erwachen kam. Ist dieser Trieb aber so mächtig, daß selbst die widernatürliche Erziehung ihn nicht zu unterdrücken vermag, so wird er in seiner Ausbildung rein sinnlicher Natur, und daher schreibt sich die Frivolität der Empfindung französischer Frauen, die von der Tiefe eines deutschen weiblichen Gemüths keine Ahnung haben, und sie als Sentimentalität verlachen. Tritt das erwachsene Kind aus dem Kuhstall, so wird das Mädchen ins Kloster geschickt. Hier lernt sein Kopf alles, sein Herz nichts. Mit dieser Verstandesbildung empfängt sie den Bräutigam an der grille du parloir; es ist der erste Jüngling, den die Jungfrau erblickt; mit hin verliebt sie sich in ihn, und wär's ein Butekude. Der Rausch und Pomp der Hochzeit, die aufgeregte Sinnlichkeit, die gehuldigte Eitelkeit während der Flitterwochen betäubt sie; erwachte Mutterzärtlichkeit öffnet ihr die Pforten einer neuen Welt. Aber diese Pforten zum Paradies des Weibes schließen sich, bevor sie noch den Fuß über seine Schwelle gesetzt. Das Spiel, das man freventlich mit ihrer Kindheit getrieben, wird an dem unglücklichen Wesen wiederholt, das sie, getäuscht, die Frucht ihrer Liebe nennt. Auf's Neue fliegt sie den Zerstreungen, den Vergnügungen entgegen; aber der Reiz der Neuheit ist verschwunden; was sie im Anfang entzückte, befriedigt sie nicht mehr. Jetzt öffnet sich ihr die Werkstätte der Phantasie; ihre Gebilde nennt sie Empfin-

nungen des Herzens. Diese neue Täuschung reißt sie von Verirrung zu Verirrung hin; ihre mildesten Früchte sind zerstücktes Glück, ihre gewöhnlichen: Einsamkeit in Mitten einer Welt; ihre bittersten: Schande, Verbrechen, — das tiefste Elend.

Lüftet Ihr den Schleier, der das innere Sein der vornehmen pariser Welt umhüllt, so tritt Euch, bis auf wenige Ausnahmen, bis auf einige so glücklich organisirte Naturen, die Lebenskraft genug in sich trugen, aus der Pest der Erziehung unangesteckt hervorzugehen, das Leben der Frauen in einer der genannten Kategorien entgegen.

Bei denen des Mittelstandes liegen dieselben Elemente zu Grunde; die Beschiedenheit besteht in der Modifikation. Das Kind des „Epiciers“ kehrt vom Lande ins väterliche Haus zurück, wo es ohne spezielle Aufsicht die Schulstunden besucht, und außerdem sich selbst überlassen bleibt, denn den Vater fesseln seine Geschäfte außer dem Hause, und die Mutter steht denen im Hause vor. Die „dame du comptoir;“ durch ihre selbstständige Wirksamkeit in der Welt schon emancipirt, tritt sie dem Gewühl derselben ermannet entgegen, kühn, rastlos, thätig, erwerbend, erstickt in dem männlichen Walten vollends jede Regung des weiblichen Gefühls; bricht es sich Bahn, geschieht es nur auf dem schon von Kindheit an ihm geebneten Wege der Sinnlichkeit und ist die Lebensweise auch von der der vornehmen Welt verschieden, der Endpunkt derselben, das Ziel, wo sie anlangt, ist dasselbe, eben so beklagenswerth, eben so traurig. — Das ist das Bild des emancipirten Weibes, soweit dieses wirklich existirt, ohne jedoch für solches zu gelten; treten einst die Theorien, an denen man jetzt kaut, wirklich lebend und wirkend in die Welt, so kann ich mir nichts denken, als deren Untergang.

Ich sah mich wieder im Geiste vor der Ladenthür in Cul de sac.

Du armes Geschöpf, dachte ich mir, Du, so jung, so schön, so hold! welches Glück würdest Du in Deutschland einem Manne bereiten, welches dort selbst genießen! Und hier — welches ein Leben führst Du? Deine Kinder, wenn Du deren hast, kennst Du kaum; Dein Haus ist Dir fremd, Dein Gatte ist Dir nur ein „Monsieur“ und Deine, von der deutschen Sklaverei emancipirte Weiblichkeit, schmachtet in der Corvée eines unweiblichen Wirkens, das Dich nicht einmal unter den Schutz Deines, nur ab- und zugehenden Mannes, gegen die Impertinenzen der französischen Armee sicher stellt.

Es ist weit gekommen, brütete ich ferner, daß die junge, vornehme Männerwelt die Hüßlosigkeit des schönen Geschlechts so weit mißbraucht, wehrlose Bornesglut in seine Wangen zu treiben. — Und dabei hat dieser Husar kein Gedächtniß, vergißt seine

Handschuhe und ist nun gezwungen, das schöne Weibchen nochmals zu sehen, und wird es seiner rohen Natur gemäß, ohnfehlbar aufs Neue beleidigen. Und ein Krämer ist der Mann dieses reizenden Geschöpfes; doppelt reizend, weil es Unbilde so sanft und schonend erträgt. Mich erfaßte eine förmliche Wuth gegen den Beleidiger, und ich wünschte eine Stunde lang recht sehnlich an der Stelle ihres Mannes zu sein — nur um sie an dem ungalanten Husaren zu rächen. —

Dieser Mensch mußte eine inkarnirte Wuth gegen die arme Frau im Herzen tragen, denn am nächsten Morgen, als mich mein Weg unabwiegend wieder durch die Gasse führte, kaufte er abermals Handschuhe, sprach dringender als Tags zuvor in sie hinein und mußte diesmal zu offenbaren Beleidigungen geschritten sein, denn, so viel ich im flüchtigen Vorbeigehen bemerken konnte, antwortete sie mit höhnischer Bitterkeit, deren grollenden Ursprung ihr zartes Gemüth unter einem erzwungenen Lächeln zu verbergen suchte.

Der Sommer war heiß; ich brauchte ungewöhnlich viele Kravatten, kaufte auch hie und da ein Fichu für die Kinder meines Wirths, oder ein Häubchen für deren Mutter; so konnte ich es denn nicht vermeiden, wöchentlich ein Paar Mal den Laden des gespensterhaften Hauses zu besuchen. Verdrießlich betrat ich ihn, der nothwendigen Geldausgabe wegen, und verließ ihn unmuthig, denn fast immer fand ich den zudringlichen Husaren-Offizier in einem Wust von Handschuhen kramen.

Da ich die junge Frau einst allein fand, und zwar sehr trübe gestimmt, wie ich nicht zweifelte in Folge dieser lästigen Besuche, stieg die Idee in mir auf, sie von dem bösen Gaste zu befreien.

Die Einleitung zum Erbieten meiner Ritterdienste machte ich in einer hingeworfenen Berührung der häufigen Besuche dieses Husaren; aber kaum hatte ich seiner Erwähnung gethan, so jagte auch schon der Zorn das Blut in ihre Wangen, und offenbar in der Absicht, die Regung dieses unweiblichen Gefühls meinen Blicken zu entziehen, wandte sie sich hastig von mir ab, und stotterte verlegen: Der Herr exercirt jetzt alle Tage zu Pferd, und da braucht er enorm viel Handschuhe. Eben wollte ich den angeknüpften Faden weiter spinnen, als der Hausherr von der Straße hereintrat. Ich hielt es für unzart in Gegenwart des Mannes auf eine Beleidigung seiner Gattin anzuspielen; auch dachte ich mir: am Ende was geht's dich an? der Mann ist ja da, der wird schon seine Ehrechte wahren, auch ohne deine Hülfe, — und so ging ich zum Laden hinaus.

Ich weiß mir nicht recht zu erklären, was mich so mißgestimmt hatte; aber ich scheute den kleinen Umweg, und machte hinfort, die Sackgasse vermeidend, meine Course direkt nach der Stadt. So kam der Herbst heran, und meine Winterbedürfnisse führten mich wie-

der dem lang gemiedenen Laden zu. Vor der Thür stand ein Zweispänner, und im Gewölbe selbst war ungewöhnliche Regsamkeit; ein fortwährendes Hin- und Hergehen, ein Schleppen von Malles und Sacs zeigte eine nahe bevorstehende Abreise an. Während ich mir mehrere Gegenstände zur Auswahl von der „*Dame du Comptoir*“ vorlegen ließ, kam der Mann, in Reisemantel und Mütze aus dem innern Gemache, umarmte seine charmante Frau auf das Innigste und nahm innigen Abschied von ihr.

Sie entschuldigte sich bei mir für einen Augenblick, begleitete ihn noch bis zum Wagen und schied von ihm mit dem gewöhnlichen: „à bientôt.“ — „*demain, de bon matin, je suis de retour, sois-en sûre.*“ Damit warf er sich auf den Rücksitz und der Wagen rollte von dannen.

Ich steckte ein Päckchen Waaren zu mir, unter der Bedingung, was davon meiner Wirthin nicht gefallen sollte, den andern Morgen zurückgeben zu können. — Die junge Frau war auffallend heiter. Mir fiel der Husaren-Lieutenant ein, und ich fragte nach ihm. „*Je n'en sais rien,*“ war die Antwort; „*je ne l'ai plus vu depuis six semaines.*“

Jetzt kannte ich die Ursache ihrer Fröhlichkeit. Was hätte auch nicht die arme Frau von der Unverschämtheit dieses Menschen während der Abwesenheit ihres Mannes zu befürchten gehabt!

Den andern Morgen in aller Frühe kehrte ich nach dem *Cul de sac* zurück. — Der Laden war geschlossen, Polizei-Soldaten hatten das Haus besetzt, und vor demselben sammelten sich neugierig-müßige Gruppen. Ich trat in's Kabinet des Concierge, einstweilen dort die zu remittirenden Gegenstände zu deponiren, und fand dessen Frau in Thränen gebadet. Natürlich erkündigte ich mich nach der Ursache derselben, wie nach der so mancher wunderlichen Anstalten, die mein Auge trafen. Die gute Frau nahm sich zusammen, und schluchzte eben ihr: „*grand dieu quel malheur affreux*“ hervor, als deren Mann, heftig aufgereggt, in's Zimmer trat, einen zernigen Blick um sich warf, und da er die weinende Frau erblickte, ihr entgegenherrschte: „*en finiras-tu? — vas enfin! — fie le camp!*“ — Die Frau schlich weinend hinaus, und auf mein dringendes Bitten, stillte der Concierge meine Wißbegier, nachdem er sich durch den kernigen Fluch: *que mille diables de l'enfer emportent toutes les femmes!* hinlänglich Luft gemacht hatte.

— „*Mon bourgeois, Marchand de modes,*“ hub er an, ist gestern früh nach Rouen gefahren, und wollte heute de bon matin zurück sein. — Tief in der Nacht höre ich ein heftiges Zuwerfen der Hausthür. Ich denke er ist's, und meine Frau hat ihn hereingelassen; mais, point du tout, die schläft ruhig und im Hause ist Alles still. Ich lege mich auf's andere Ohr; da schlägt es Eins, und ein Wagen fährt

vor. Gleich darauf wird geklopft; ich öffne und mein Bourgeois hält vor der Thür; rasch werden die Sachen abgepackt, und zu mir ins Zimmer gelegt, während er schnell die Treppe hinaufläuft. Ich will mit dem Lichte nach, doch er ruft mir zu, er finde im Finstern, wolle seine Frau nicht stören, und ich möge ihn nur früh um halb sechs Uhr wecken, damit er sich nicht verschlafe.

Punkt halb sechs Uhr bin ich im Vorzimmer, klopfe stark ans Schlafgemach, und als Antwort darauf schlägt mir, zwei Augenblicke später, ein gellender Schrei ins Ohr. Rasch trete ich ins Schlafzimmer; was erblicke ich? — Meinen Bourgeois, im Bette halb aufgerichtet, todtenbleich, mit emporgesträubtem Haar, das stiere Auge auf eine neben ihm liegende Leiche geheftet.

— „*Qu'y-a-t-il, grand dieu?*“ schrei ich.

— „*Je me tourne,*“ kreischt er, „*pour eveiller ma femme, et j'attrappe cette grosse barbe.*“ —

Ich springe näher, fährt der Concierge fort, glaube, der Mann ist toll geworden, reiße ihn aus dem Bette, und erblicke nun selbst mit Schauer und Grauen einen männlichen Leichnam im Bette. Von seinem Weibe nirgends eine Spur; ihre Kleider lagen auf einem Stuhle am Bett, nebst der Tageswäsche, und auf derselben eine Husaren-Lieutenants-Uniform, nebst Säbel und Kasquet. Nur ein Mantel der Frau ward vermißt, und den scheint sie auf der Flucht umgeworfen zu haben. — Jetzt erkläre ich mir auch, fuhr er nachdenklich fort, das heftige Zuwerfen der Hausthür. — Es war präzis um Mitternacht.

Indem hörten wir ein Gepolter auf der Treppe. Polizeidiener trugen die, mit einem schwarzen Tuch bedeckte Bahre, worauf der Leichnam lag, von oben herab.

Schauer erfaßte mich und schmerzliches Mitgefühl. Ich drängte mich zum Hause hinaus und suchte das Freie.

Was mag aus dem bejammernswerthen Weibe geworden sein, dachte ich, tief bewegt; und was wird der unglückselige Mann beginnen?

Zwei Tage lang verfolgte mich dieser trübe Gedanke. Am dritten kehrte ich, die Seine entlang, nach meiner Wohnung zurück. Ich kam bei der „*Morgue*“ vorüber und unwillkürlich trat ich hinein. Mein erster Blick fiel auf das Eisengitter, das die Zuschauer von den ausgestellten Leichen trennt. Den Kopf fest an die Stäbe gedrückt, stand da ein Mann und blickte unverwandt nach einem, ihm gegenüber liegenden, weiblichen Leichnam. Vom Wasser bis zur Unkenntlichkeit entstellt, Hals, Brust und Arme theils abgeschunden, theils von Fischen angenagt, Kniee und Hüften ebenfalls abgestoßen, ließ nichts an diesem Kadaver auf ehemalige Schönheit schließen, als die langen, schwarzen Augenwimpern und das herab-

hängende, dicke Haar, dessen Rabenschwärze selbst die Spuren des Schlammes, die es an sich trug, nicht zu vermindern vermochten.

Ein Schauer durchfuhr mein Gebein; eine gräßliche Ahnung stieg in meiner Seele auf. Ich sah unwillkürlich nach dem Manne am Gitter. Jetzt zog er sein Taschentuch hervor und drückte es auf die rothgeweinnten Augen. Es war nur ein Blick, den ich auf ihn heften konnte, aber genügend, ihn zu erkennen.

Entsetzt starrte ich auf die Leiche. — Da lag sie, entstellt, scheußlich unkennd; noch vor drei Tagen das blühende Leben, das junge, lebensfrohe, reizungürtete Weib; jetzt empörend dem Gefühl, die einst die Macht besaßen, jedes Herz zu gewinnen; widerlich dem Auge, das sie einst zauberisch gefesselt; ein Abscheu allen Sinnen, die sie sonst allmächtig umstrickt; — sie war es selbst; und jener weinende, verzweifelte Mann — ihr unglückseliger Gatte.

Lorenzo da Ponte,

der Dichter des Don Juan.

Dieser Name der so eng mit Mozart's Meisterstück zusammenhängt, gehört zu denjenigen welche durch ihre Berührung mit einem größern verdunkelt wurden. Und doch verdient er der Vergessenheit entrissen zu werden, weil er dem größeren Genius gedient. Da Ponte's ganzes Leben war nichts als der Stoff zum Texte für Mozart's Oper.

Lorenzo da Ponte, der seinen Namen von einem Bischöfe, seinem Wohlthäter, entlehnte, war in Ceneda, einer kleinen Stadt im Gebiete Benedigs, am 10. März 1749 geboren. Als der Sohn blutarmen Eltern blieb er ohne die mindeste Erziehung und sich selbst bis in's vierzehnte Jahr überlassen. Der Zufall führte ihn um diese Zeit mit seinem Wohlthäter zusammen, der den Eintritt des vagabondirenden Knaben in das Seminar seiner Vaterstadt bewirkte. Nach fünf Jahren verließ Lorenzo die Anstalt, in welcher er einen bessern Gebrauch von seiner Zeit gemacht haben mochte als die Mehrzahl seiner Gefährten. Er hatte seine wissenschaftlichen Studien beendet, wartete auf eine Anstellung, versuchte sich aber zunächst mit der Feder.

In jener Zeit gab Benedig als europäische Hauptstadt kaum Paris etwas nach. War es das heftigste Roth welches die Wange Schwindsüchtiger färbt? Benedigs Anblick war glänzender als jemals, obschon es sich dem Augenblicke seiner Auflösung näherte. Die Gesellschaft in Benedig gewährte gerade damals ein

eigenthümliches Bild. Die Aristokratie, im Gefühle daß ihre Rolle ausgespielt sei, legte zuletzt den Patricierstolz ab, der sie vom umgänglichsten Volk der Erde fern gehalten hatte. Alles freilich verfiel. Die Religion war ohne Ernst, die Gesetze ohne Einfluß, die Moralität auf's äußerste gesunken. Die Venezianer glaubten an nichts, weder an Gott, noch an sein philosophisches Erfazmittel — die Vernunft. Die Kirche war ein Schauspielhaus, der Beichtstuhl ein Liebeshof, die Justiz ein Hasardspiel, die Ehe ein Scherz. Alles ward belacht, die Vergangenheit und die Zukunft, diese Welt und die andere. „Es reicht für den Tag!“ war der Wahlspruch der Venezianer; sie überließen sich ohne Rückhalt den Genüssen der gegenwärtigen Stunde, die ihnen alle Verführungen eines schwelgerischen Lebens brachte, Wein und Spiel, schöne Frauen, Poesie und Musik und die köstlichen Mondscheinnächte auf den Lagunen. Die düstere Sorge ward desto gewaltsamer, je mehr sie sich aufdrängte, verscheucht. Die frivole Masse war aus den heterogensten Bestandtheilen zusammen gesetzt. Priester, Inquisitoren, Buffons und Cicisbei mischten sich untereinander, trinkend, lachend und tanzend, als wäre ein Karneval das Endziel aller menschlichen Dinge. Die Gesellschaft war eine große Maskerade, wo man jeden Gegenstand der in's Auge fiel, travestirte, und jeder Ton der an's Ohr drang, vom Rausch der Freude und Liebe verschlungen ward. Benedig war nicht mehr die Königin der Meere, aber die Königin der Lust.

Die Venezianerinnen prangten noch in der Schönheit, durch deren Uebertragung auf Leinwand Tizian und Giorgione ihre Unsterblichkeit errangen. Die Nobili waren noch reich und mehr noch, sie waren fein gebildet und geistreich. Das Volk war gutmüthig, sorglos, leichtsinnig und zufrieden. Fremde strömten fortwährend von allen Enden der Welt nach Benedig, ihr Gold zu verschleudern und alles zu genießen, was das Leben an Genüssen bot. Entthronte Könige suchten dieses Asyl, um ihre Tage hier im Rausch der Selbstvergessenheit zu enden. Selbst diejenigen Asyle welche in andern Ländern durch Fröhllichkeit nicht profanirt wurden, selbst die Klöster erschollen vom Klang der Mandolinen und vom besüßelten Tritt der Tänzer. Zu den Vergnügungen welche man auf den Lagunen, auf dem Markusplatz und im Casino fand, gehörte das Maskengeheimniß das ihnen einen unendlichen Reiz lieb. Dies Geheimniß war unverleglich, und mehr als ein gekröntes Haupt barg sich von Zeit zu Zeit unter der Verhüllung eines burattino. Mit Recht konnte der venezianische Dichter ausrufen:

Venezia! Venezia! tu sei'l sorriso del mondo!
Wie ein Schiff zu einem sommerlichen Fest mit Rosengewinden und bunten Lampen ausgeschmückt,

segelte Venedig in seiner Lustbarkeit den Fluthen entgegen, die beim Naben des Sturmes über seine Herrlichkeit hereinbrechen sollten.

Das war die Stadt, in welche der junge Lorenzo da Ponte trat, um seine Candidatur zu beginnen. Er widerstand nicht den Lockungen, die sich ihm rechts und links boten. Die Reize einer Dame begeisterten ihn zu anmuthigen Sonetten. Aber auf eine erste Liebe folgte bald eine zweite. Die blauen Augen und das schöne Haar einer nordischen Fremden übten auf sein Herz einen Zauber aus, dem er sich nicht ungerne hingab, ohne jedoch die schöne Venezianerin zu verlassen, die ihn zuerst gefesselt. Eifersucht war die einzige wirkliche Leidenschaft die sich in Venedig erhalten hatte. Da Ponte flog von einer Schönen zur Anderen und der Don Giovanni in ihm war fertig. Theater und Casini beanspruchten zugleich sein poetisches Talent. Bald sah man ihn in einem Witzkampf mit dem berühmten Abbate Chiavi verwickelt, dann wieder, wie sein Freund Gozzi, Satyren auf die Thorheiten der Zeit schreiben, an denen er nur zu sehr theilhaftig war, und die Lustspiele Goldoni's lächerlich machen. Während er so in literarische und Liebesintrigen verwickelt war, spielte und duellirte, bald sich über ein hübsches Gesicht, bald über ein Epigramm stritt und die Schätze seines Geistes verschleuderte, wurde sein Liebestraum durch ein unerwartetes Ereigniß gestört, welches, wie man vermuthen kann, seine Eigenliebe mehr verwundete als sein Herz.

Ein Staatsinquisitor — ein geheiligter Mann — entführte die schöne Fremde der Da Ponte die eine Hälfte seines Selbst geweiht. Er verfolgte das Paar; fruchtlos, wie es scheint, denn wir finden ihn zunächst in Treviso, wo er, von seiner Leidenschaft geheilt oder ernstlich versuchend die Erinnerung an sie zu verlöschen, Professor der Rhetorik am Gymnasium wurde. Trotz der Würdigkeit seiner neuen Stellung glich seine Lebensweise in Treviso derjenigen welche er in Venedig geführt hatte, soweit es die Verschiedenheit der Städte gestattete. Sein Aufenthalt war somit nicht von langer Dauer, denn zu den Dingen welche die Einwohner im Gebiet der Königin des adriatischen Meeres daran erinnerten daß sie nicht ganz ihre eignen Herren, war das Verbot der Redefreiheit in der Politik. Lorenzo da Ponte äußerte in einem unbewachten Augenblick Worte welche die Republik für gefährlich hielt; er war gezwungen aus den Staaten Venedigs zu fliehen.

Er nahm seine Zuflucht auf dem entgegengesetzten Vorgebirge Istriens. Neue Liebe, neues Leben! Die Wirthin des Hauses in welchem er wohnte, widerstand nicht dem Zauber seines Witzes und der Anmuth seiner persönlichen Erscheinung. In diesem ruhigen Winkel, wo er nach seinem Geständniß die

glücklichsten Stunden seines Lebens zubrachte, blieb er einige Zeit verborgen, aber neue Feindschaften erwuchsen ihm, während alte ihn verfolgten, und wieder mußte er zum Stabe greifen. Wir sehen ihn in Dresden auftreten. Auch hier war Don Juan zu erleben, bevor er ihn nach dem Prototyp seiner selber schrieb. Er eroberte Opernsängerinnen und Fürstinnen, die Herrinnen und die Zofen, und ward von jeder erhört. Er wurde in Dresden sogar der Geliebte von zwei Schwestern; jeder machte er insgeheim den Hof und eine Zeit lang unentlarvt. Ein Zufall brachte zuletzt die beiden Geliebten zur Kenntniß seiner Treulosigkeit. Ihre Eifersucht war ein Vorspiel der Scenen zwischen Donna Elvira und Donna Anna. Er floh vor dem Sturm ihrer Vorwürfe nach Wien. Dort ward ihm eine Aussicht auf literarische Beschäftigung durch eine Empfehlung vom Dichter Catarino Mazzola an den Compositour Sarti. Er hatte mehr Glück als er verdiente. Sarti stellte ihn dem Kaiser Joseph vor, der in Poesie und Musik einen ganz italienischen Geschmack hatte und ihn zum gekrönten Dichter am kaiserlichen Hofe zum Nachfolger Metastasio's machte, durch dessen Tod diese Stelle so eben erledigt war. Da Ponte galt in Wien für einen Dichter der seines Vorgängers würdig war.

Im Jahre 1786 hatte Mozarts Ruhm fast seinen Höhepunkt durch die Schöpfung von Figaros Hochzeit erreicht. So erfolgreich die Oper in Wien war, so litt doch ihre Aufnahme daselbst keinen Vergleich mit derjenigen welche ihr in Prag wurde, wohin Mozart im Frühjahr 1787 vom Grafen Thun, einem alten Freund seines Vaters, eingeladen war. In Böhmens alter Hauptstadt wurde „Figaros Hochzeit“ ein Ereigniß. In den Salons der Reichen und an den Straßenecken hörte man Bruchstücke der Oper; „Non più andrai“ sangen alle Schenk mädchen in der Stadt, und der wandernde Musiker der es nicht auf seiner Harfe oder Violine spielen konnte, stimmte sein Instrument vergeblich. Kurz, Figaro machte vollkommenen Furore, und Mozart war so dankbar für seine Aufnahme bei den enthusiastischen Böhmen, daß er dem Theaterdirector Bondini versprach eine Oper ausdrücklich für Prag zu componiren.

Schon bei Figaro's Hochzeit verdankte Mozart einen großen Theil des Erfolges unserem Da Ponte. Auf ihn richtete er den Blick, als er nach Wien zurückkehrte, um die Skizze eines neuen Werkes anzulegen. Da Ponte war dem großen Compositour zuvorgekommen, indem er bereits den Plan des neuen Werks, welches er jenem bestimmt hatte, zu Papier gebracht hatte. Der Venezianer war ein glühender Bewunderer des deutschen Meisters; im Verkehr der zwischen ihnen bestanden, hatte er die Tiefen von Mozart's Seele ergründet; aus seiner Erfahrung

hatte er die Kenntniß des Geheimnisses geschöpft, welches durch ein einziges Wort die Harmonien wecken konnte, welche dort schlummerte. Da Ponte fühlte daß sein eignes Leben ein Stoff war der, richtig verstanden und poetisch wiedergegeben, alle Elemente in sich enthielt, um Mozart's schöpferische Kraft zu wecken. Die Paradiese der Liebe und die Furien der Leidenschaft: wer konnte diese Tonleitern bis zum Himmel und bis zur Hölle höher und tiefer besteigen als Amadeus? Und wer hatte die Farben zu dem Gemälde besser auf der Palette, den Text davon mehr erlebt als der Venezianer Lorenzo? — Don Juan entstand vor seinem Geiste, die Personification seiner selbst nicht blos, sondern eine vollkommene Fleischwerdung der Poesie und des Lebens von Venedig mit all seinen Intriguen, seinen Abenteuern, seinen Thränen, seinem Lächeln, seiner Zärtlichkeit, seiner Verzweiflung und seinem Untergang. Niemand konnte eine solche Aufgabe so vollkommen lösen, als derjenige der durch jede Phase dieses glänzenden, aber verirrtten Lebens gegangen war. Das fühlte Mozart, er sah in Da Ponte den Mann der fähig war eine Aufgabe ihm zu stellen, welche zur Enthüllung aller seiner Elemente nothwendig war.

Musiker und Dichter verstanden einander bald, und Da Ponte schickte sich ernstlich an, das Werk zu dichten. Er arbeitete hauptsächlich bei Nacht, beim bleichen Schein einer zitternden Lampe. Auf einem Tisch vor ihm lag Dante's Inferno, daneben stand eine Flasche Tokajer, ihm zur Seite saß ein schönes sechszehnjähriges Mädchen, die Gefährtin seiner einsamen Stunden. Aus diesen Quellen sog er die Begeisterung welche das unvergleichliche Werk schuf. Nicht daß Da Ponte's Darstellung des Charakters eine neue wäre oder nur auf ihn und Venedig bezüglich. Die Arbeiten seiner Vorgänger waren in den Stücken von Tirso di Molina und von Molière zu finden, der Gegenstand war von vielen Compositoren behandelt worden — unter Andern von Righini, Cimarosa, Tritta und seinem eignen Landsmann Gazzaniga; auch Goldoni hatte eine gleichgültige italienische Komödie daraus gemacht. Aber was Da Ponte erreichen wollte, und was ihm gelang zu erreichen, war die Vereinigung verschiedener Charakterzüge welche den Helden Tirso's di Molina und Molières bezeichneten, um die glühende Leidenschaft und den groben Aberglauben des Spaniers mit der Spöttere und Heuchelei, selbst mit dem Atheismus der Schöpfung des französischen Dramatikers zu verbinden. In seiner neuen Bildung erschien der neue Don Juan jung, schön, elegant, reich, muthig; das Herz voll unendlichen Verlangens; sein Kopf finnt immer auf Wagnisse und seine Hand ist stets bereit zur That. Sein einziges Ziel ist Genuß, die Befriedigung seiner Leidenschaften; er hat Wiß genug,

wenn auch nicht, um sein Gewissen ganz zu tödten, doch jedenfalls seine Handlungen zu vertheidigen und seine Grundsätze furchtlos zu bekennen. In Da Ponte's Don Juan ist der Geist jenes Jahrhunderts personificirt, die Romantik des wälschen Südens erreicht hier im Verein mit dem französischen Esprit ihren Gipfelpunkt.

Nachdem Da Ponte das Libretto vollendet hatte, war sein Spiritus ausgegeben; der Bodensatz blieb. Solange Mozart und Kaiser Joseph lebten, blieb seine Existenz eine noble. Aber der Tod beraubte ihn bald seines Freundes, wie seines Gönners. Eine Intrigue mit einer Dame hohen Standes und die Feindschaft des Dichters Casti — von dem man sagte, es sei nichts Keusches an ihm als sein Name — nöthigte ihn, nach einem Aufenthalt von zehn Jahren, sich aus Wien zu verbannen und Deutschland, sein Adoptivvaterland, zu verlassen. Als er durch Triest kam, traf er mit einer schönen jungen Engländerin zusammen, welche er beredete sein Schicksal zu theilen. Sie begaben sich zusammen nach Paris. Da Ponte gerieth 1792 mitten in die Schrecken der französischen Revolution. Dieser Romantik war aber die Romantik seiner Donjuansnatur nicht gewachsen; er floh Paris und fand ein sicheres Asyl in London, wo er zehn Jahre lang als Lehrer der italienischen Sprache lebte. Der Donner der seinen Helden erzielte, traf ihn nirgend; und so trieb ihn sein Schicksal immer nur zur Flucht. Er mußte England verlassen, weil ihn mehr als eine Elvira verfolgte, mehr als eine Zerline ihm fluchte. Am 5. März 1803 schiffte er sich nach Nordamerika ein. Er ließ sich in New-York als Lehrer des Italienischen nieder. Die sanften Accente seiner Muttersprache waren auch dort verführerisch genug für das schwache Geschlecht. Er graut und gealtert verlor er die Achtung welche man seinem Alter und seinem Talente gezollt haben würde.

Ein Sonnenstrahl fiel noch auf das Ende seiner Tage. Durch Zufall erfuhr er daß der berühmte Sänger Garcia, der Vater der Malibran und Pauline Viardot's, und was von viel größerem Interesse für ihn war, der einzige Mann, von dem man wußte daß er Don Juan richtig auffaßte, in New-York angekommen sei, begleitet von seiner Familie. Seine achtzig und mehr Jahre vergessend, sein Herz voll der Aufregung eines Zwanzigjährigen, eilte der verarmte und verachtete Sprachlehrer in die Wohnung des Künstlers. Wie ein zerlumpter Bettler stand er auf der Schwelle der Thür; aber er kündigte sich stolz mit den Worten an: „Ich bin Lorenzo da Ponte, der Verfasser des Buchs vom Don Juan, und der Freund Mozart's!“ — Garcia sprang vor Freude auf, fiel dem Alten um den Hals und sang mit stürmischer Begeisterung:

Fin ch'han dal vino
Calda la testa
Una gran festa
Fa preparar.

Mozart's Meisterwerk aufzuführen war das Fest das sie sich bereiteten. Nach vielen Anstrengungen wurde ein Tenor der die Rolle Ottavio's singen konnte, gefunden. Gancia selbst war Don Juan und die Malibran, damals unverheirathet, die Zerline.

Dies war Da Ponte's letztes Glück. Auf die wenigen Jahre die er noch lebte, warf dies Ereigniß seinen letzten Schimmer. Er starb in New-York am 17. August 1838 im neunzigsten Lebensjahre — verlassen und allein.

Modenbericht.

Die Moden haben unbedingt eine Tendenz nach Eleganz, die sich sehr reizend macht; wenn wir es wagten, würden wir sagen, sie sind sehr wenig demokratisch. Sehr elegant werden sie namentlich durch die Wiedereinführung der verzierten Hüte. Seit einigen Jahren trug man nur ganz einfache Zughüte; jetzt ist das anders geworden.

Die Ueberwürfe gehören jetzt so nothwendig zur Toilette einer Dame wie die Mantillen und der Shawl. Obgleich man sagt und immer wiederholt, sie wären gemein, so trägt man sie doch fortwährend. Gemein sind sie übrigens nur, wenn sie schlecht gemacht, schlecht garnirt sind; ein kleiner Ueberwurf aber, der mit einer schönen Spitze garnirt ist, über welcher eine andere minder breite hinläuft, oder mit zwei Spitzen von gleicher Breite, ist immer ein sehr hübsches Kleidungsstück, die Spitze mag von Wolle oder Seide sein.

In dem Schnitte der Kleider hat sich nichts Neues gezeigt. Man sieht noch immer viele offene Leibchen mit Chemisetten von gesticktem Muslin, die mit Querstreifen, d. h. Volants von Spitzen garnirt sind.

Die offenen Unterärmel trägt man ausschließlich Abends. Früh hat man sie nach Belieben offen oder geschlossen.

Die neuesten Häubchen sind fast alle mit sehr schmalen broschirten Bändern garnirt. Nur wenige hatten breitere Bänder von ausgezackter Gaze. Die Häubchen selbst lassen sich durchaus nicht beschreiben: sie bestehen aus leicht geschlungenen Spitzen und die Bänder sind an der Seite angebracht oder in der Mitte durch eine große platte Schleife geknüpft, deren Enden an den Seiten tief herabfallen.

Der Luxus, welchen man mit den Taschentüchern treibt, ist unerhört. Man ist wieder so weit gekommen, daß man ein Taschentuch mit tausend Francs bezahlt (über 300 Thaler). Tausend Francs ein Taschentuch! Das klingt fabelhaft, zumal man weiß, daß man für fünf Francs schon ein sehr hübsches

gesticktes Tuch von ganz feinem Batist bekommt. Neben dem Tausend-Francs-Taschentuche, dem non plus ultra der Eleganz, steht das Pompadour-Taschentuch, das mit Rosenbouquets gestickt ist, welche von einer kleinen Spitzenruche umfaßt werden; dann folgt das Watteau-Taschentuch, eine Vereinigung von Stickerei und Spitzen, die beide abwechselnd aufeinander folgen; auch ein Chambord-Tuch hat man, das über und über mit Lilien gestickt ist und das Taschentuch à la Maria-Therese, dessen Stickerei Lilien und Rosen zeigt. Die vornehme Welt trägt in Paris sehr zahlreich solche reactionäre Taschentücher ohne zu fürchten, dadurch eine Revolution hervorzurufen, wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß sie ebenfalls eine Art Demonstration bilden.

Volksbräuche.

Volksbräuche sind der Landesfite
Was Efeu's Klammern alten Mauern,
Er hält sie fest, daß sie noch dauern,
Wenn längst zerbröckelt die andere Ritze;
Das fahle harte Gestein verstecken
Sie weich in immergrünen Decken.
Da wird wohl auch im schlichten Grün
Ein glückbegabtes Aug' entdecken
Sein reiches, doch verborgenes Blüh'n.
Mit allen Lebensfasern hängen
Und wachsen sich die Ranken ein,
Daß, sie zu lösen vom Gestein,
Den ganzen Bau du mußt zersprengen.
D'rum sollst du Landesbrauch nicht schelten,
Und auch sein Raubes lassen gelten.

Anastasius Grün.

Miszellen.

(Ueber den Schlittschuhlauf) in Meyerbeer's „Propheten“ sagt ein Beurtheiler dieser Oper in den „Grenzboten“: „Im dritten Akt soll ein ganz ungewöhnliches, noch nie dagewesenes Ballet aufgeführt werden: ein Schlittschuhlauf. Wie wird dies motivirt? — Wir sind in einer Winterlandschaft, das Heer der Wiedertäufer sammelt sich, die Anführer unterhalten sich recitativisch.

„Jetzt ist der Abend da, und unsre Schaar,
Seit frühem Tag war sie im Kampfe.“ — Für
Die Ehre! „Aber bleibt der Magen leer,
Reicht sie allein nicht aus.“ — Es reifen jetzt
Für sie die Früchte ihrer Siege, denn
Auf dieses Teiches Eisespiegel eilt
Von allen Seiten eine Schaar herbei,
Und schlanken Leibes, leichten Fußes bringt
Sie Speis' und Trank heran.

Und nun folgen eine Viertelstunde hindurch die halbsbrechendsten equilibristischen Kunststücke; das Corps de Ballet gleitet auf Schlittschuhen, die auf Rädern ruhen, über die Bühne, jeden Augenblick in Gefahr, ins Orchester hinunterzufallen, und in sichtbarer Todesangst. Diese Künste mögen Interesse erregen, wo sie wollen, in den Zusammenhang der Handlung und in die Einheit der Stimmung wirken sie nur störend ein. — Es wäre an der Zeit, überhaupt einmal ein ernstes Wort gegen das Unwesen des Pariser Ballets zu sagen, an dem wir aus reiner Pietät Geschmack finden, weil der Gebrauch es einmal geheiligt hat. Eigentlich sind diese verschrobenen Stellungen so unschön als möglich, und mehr auf die Sinnlichkeit als auf das ästhetische Gefühl berechnet. In der Oper sind sie nur da im Recht, wo sie eine bestimmte, in dem Lauf der Handlung begründete Stimmung versinnlichen, wie das Ballet der merikanischen Zauberer im Cortez, oder die Elfen im Oberon. Ein störendes Intermezzo dagegen, wie z. B. der Zigeunertanz in den Hugenotten, ist schlecht hin verwerflich. — Man suche in diesen Vorwürfen keine Pedanterie, bei einer gemischten Kunst ist ein strenges Festhalten der leitenden Tendenz noch nöthiger, als bei dem einfachen Drama, wenn nicht bald eine völlige Verwilderung eintreten soll.

(Das Korbgaben.) Im Deutschen sagen wir: „Jemand einen Korb geben.“ Die Bedeutung dieser Redensart ist allgemein bekannt. Ihren Ursprung leiten Einige von den Römern ab. Wenn der Bräutigam seine Braut unter verschiedenen Zeremonien in seine Wohnung geführt hatte, gab er daselbst sein Hochzeitsmahl. Wollte man die ärmeren Verwandten und Klienten nicht zur Tafel ziehen, so wurden ihnen Körbchen mit Speisen (Sportuli) entweder ins Haus geschickt, oder vor die Thüre gesetzt, wo sie sich dieselben holen mußten. Wir erklären uns das im Deutschen übliche Wort „Sporteln“ recht leicht aus obiger Sitte. Manche leiten diese Redensart von der Ähnlichkeit zwischen einem leeren Korbe und dem vergeblichen Bitten und Wünschen ab. Noch Andere von einer Sitte, solchen Personen, von welchen man einen ehelichen Antrag vermuthet, einen Korb hinter die Thüre zu setzen. In Dithmarsen wenigstens pflegt man noch heut zu Tage einem Freier, dessen Bewerbungen nicht angenommen wurden, in dem Hause der Angebeteten eine Schaufel um die Zeit, wenn man sein Kommen vermuthet, aufzustellen, um ihm eine abschlägige Antwort zu ersparen, eine Sitte, die in veränderter Form Nachahmung verdiente. Dort ist: „eine Schaufel bekommen“ gleichbedeutend mit „einen Korb bekommen.“ In Litthauen besteht noch heut zu Tage der Brauch, dem Liebhaber, der mit seiner

Werbung abgewiesen werden soll, einen Kranz von Erbsen zu geben. An den Höfen einiger Edelleute wurde dem Brautwerber, der weder von Seite des Mädchens, noch von jener der Eltern einen günstigen Bescheid erwarten durfte, bei der Tafel eine Gans in schwarzer Sauce vorgesetzt und dieses Gericht vertritt die Stelle eines Korbes. In Liesland genügt schon ein mit Blut bräunlich und sauer gekochtes Eingemachtes von gewöhnlichem Fleische. Noch eine andere drollige Sitte war folgende: Man setzte dem Werber beim Mahle einen Kapaun vor, den er in der Luft zerlegen sollte. Die Geschicklichkeit, mit der er sich dieser Aufgabe unterzog, bedingte die bejahende oder verneinende Aufnahme seiner Bewerbung. Da geschah es denn nicht selten, daß ein von der Braut und den Eltern gern gesehener Bewerber einen bereits zerschnittenen Kapaun erhielt, während ein Anderer, dem man ein stumpfes Messer, und statt des Kapaunes einen alten Hahn vorgesetzt hatte, sich lange abmarterte und zuletzt, unvernünftig seine Aufgabe zu lösen, vom weiteren Versuche abstecken mußte. Mit Bezug auf die Sitte des Erbsenkranzes bestehen in Polen auch folgende Redensarten: „Jemand einen Erbsenkranz geben“ so viel als, einen Korb geben. „Mit dem Kranze sterben“ so viel wie, als Junggeselle sterben. Die Erbse endlich, die gewöhnlich, wenn sie an der Straße angebaut wird, von Vorübergehenden ausgerissen oder gezupft wird, veranlaßte das Sprichwort: „Es geht ihm wie den Erbsen am Wege,“ d. h. er wird von Jedermann gehudelt und gehänselt.

Jenny Lind

wird aufs Neue die Bühne betreten. Diese Inconsequenz, die namentlich für Berlin, die Wiege ihres Ruhmes, etwas Kränkendes haben dürfte, wird durch den Patriotismus entschuldigt, der dazu die Veranlassung bietet. Sie hat die Hauptrolle in einer neuen Oper angenommen, welche in Stockholm zur Hochzeitsfeier des Kronprinzen von Schweden mit der Prinzessin Louise von Holland in Scene gehen wird. Der Text dieser Oper ist von Isidor Jolin, die Musik von Peter Herrmann. Ihr amerikanisches Engagement beginnt mit dem 1. Oktober.